

Eine „steinreiche“ Gemeinde

Sandstein, Kies, Kohle und mehr...



MINERALIEN – WERTVOLLE ROHSTOFFE AUS DEM UNTERGRUND

Schon immer wurden Bodenschätze vom Menschen gewonnen, genutzt und gehandelt. Es kommt daher nicht von ungefähr, dass ganze Epochen der Ur- und Frühgeschichte wie die Steinzeit, die Bronzezeit oder die Eisenzeit nach Rohstoffen benannt sind, die diese geprägt haben. Denken

wir beispielsweise nur an die Ureinwohner aus der sogenannten Hallstattzeit, deren Hügelgräber auf dem Balmenrain erst vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert entdeckt worden sind.

Bei den Rohstoffen handelt es sich um natürliche Ressourcen, die bis auf die Lösung aus ihrer ursprünglichen Quelle noch keine Bearbeitung erfahren haben. Die aus der Natur gewonnenen Mineralien werden als Ausgangsmaterial für die weitere Verarbeitung

<i>In dieser Ausgabe:</i>	<i>Seite</i>
<i>Einleitung</i>	<i>1</i>
<i>Sandstein – seit dem Mittelalter genutzt</i>	<i>2</i>
<i>Sand und Kies – reichliche Vorkommen</i>	<i>5</i>
<i>Schieferkohle – bergmännisch abgebaut</i>	<i>14</i>
<i>Lehm – uralter Baustoff</i>	<i>17</i>
<i>Torf – Heiz- und Brennmaterial</i>	<i>19</i>
<i>Schlussgedanken</i>	<i>20</i>
<i>Schlusspunkt</i>	<i>20</i>

beispielsweise in der Produktion, im Bauwesen oder als Energieträger verwendet.

Obwohl unsere Breitengrade nicht gerade an Rohstoffen reich gesegnet sind, spielten deren mehr oder weniger ausgiebigen Vorkommen auch für unsere Vorfahren seit jeher eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Das Thema des Neujahrsblattes geht den in unserem Untergrund angetroffenen und von den Menschen schon früher und teilweise bis zum heutigen Tag geförderten Bodenschätzen nach. Dabei wird versucht, die Bedeutung, die Einflüsse und die Spuren der Rohstoffgewinnung in Eschenbach und der näheren Umgebung etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

SANDSTEIN – SEIT DEM MITTELALTER GENUTZT

Die charakteristische Rippenlandschaft zwischen dem rechten Zürichseeufer und dem Tössbergland enthält neben imposanten Formationen von Nagelfluhfelsen bedeutende Sandsteinschichten. Diese Vorkommen sind im Gebiet des Obersees auf dem bewaldeten Hügelzug zwischen dem Uznaberg und dem Lehholz bei Wurmsbach besonders ausgeprägt vorhanden.

Weil man früher nicht so weit in die Tiefe vorstossen konnte, beschränkte sich der Abbau auf die oberen Lager. Zahlreiche aufgelassene kleinere und grössere Brüche, hie und auch nur noch in Form einer verwitterten Sandsteinwand, sind beredte Zeugen, dass hier während Jahrhunderten Steine gebrochen worden sind.



Steinbrecher hinterliessen ihre Spuren
(Chlosterwald)

Angeblich soll schon die Burg auf dem Uznaberg mit den in unmittelbarer Nähe ihres Standortes gewonnenen Quadern gebaut worden sein. Später, nach deren Aufgabe und Zerstörung um 1286, habe man die besten Steine für den Wiederaufbau der Uzner Kreuzkirche verwendet. Aufgrund von Steinmetzzeichen konnte zudem nachgewiesen werden, dass solche Steine auch bei der Eschenbacher Pfarrkirche Verwendung fanden. Im Zuge der Umgestaltung von der karolingischen zur romanischen Kirche im ausgehenden

13. Jahrhundert sind diese Quader beim Aufbau der Kirchturms zum Einsatz gelangt.



Ruine Uznaberg

Johann Ulrich Custor (1737 – 1811) weiss in seiner Chronik der Grafschaft Uznach zu berichten:

Im Mittelalter setzte offenbar ein kommerzieller Abbau der Sandsteinvorkommen ein. Jedenfalls sind aufgrund von urkundlichen Aufzeichnungen der Genossame Schmerikon anfänglich mit auswärtigen Unternehmern für die Nutzung der Steinbrüche „Lehenverträge“ abgeschlossen worden. Neben der Entschädigung für die Verleihung der Rechte auf eine bestimmte Zeit wurde pro Ladung gebrochener Steine eine zusätzliche Abgabe vereinbart. Weiter behielt man sich das Recht vor, dass die Dorfgenosse weiterhin Anspruch auf Bruch- und Mauersteine besaßen, so dies für den eigenen Bedarf geltend gemacht wurde.

Mit der Zunahme der Bautätigkeit, vor allem in städtischen Gebieten, stieg die Nachfrage nach

„Unter verschiedenen Mineralien, so in der Grafschaft Uznach gefunden werden, hat die Grafschaft ebenfalls einen Überfluss an linden und harten Sandstein, dergleichen in allen Gemeinden können gebrochen und zu sauberen Quadern verarbeitet werden, dergleichen man villfältig ausser Lands lieferet und um Gelt verkauft. Sie müssen unter den Steinbrüchen von der besten und vortrefflichsten Arth seyn, weill die von Glarus und die von Zürich, so an eigenen Steinbrüchen kein Mangel haben, öfters mit dergleichen in hiesiger Grafschaft benanntlichen bergshalben gebrochenen Quadern sich versehen lassen“.



Steinbruch im 18. Jahrhundert
(Zeichnung 1771/1772 von Johann Jakob Hofmann in Prospekt von „Statt und Zürich See“)

dem qualitativ guten Sandstein stetig. So setzten die Zürcher für ihre repräsentativen Bauwerke vermehrt auf das begehrten Material aus der Region rund um den Obersee. Mit der Zeit merkten auch die einheimischen Leute, dass das Steinbruchgewerbe Arbeit und Verdienst brachte. Zudem hatte der Seeweg nicht zu unterschätzende Vorteile, das schwere Transportgut mit Lastschiffen relativ günstig an die Bestimmungsorte zu verfrachten. Im 17. Jahrhundert begann dieses Gewerbe zu blühen und erreichte im 19. Jahrhundert seinen Höhepunkt.



Steintransport in alter Zeit

„Granitische Sandsteine“ ist der Fachausdruck für das Material. „Bollgner Steine“ heissen sie im Dialekt am Obersee. Als Bollinger Sandsteine wurden und werden diese Steine gehandelt, auch wenn sie von Uznach, Eschenbach, Schmerikon oder Jona kommen. Bei allen mittelalterlichen Quadermauerwerken wiegt dieser Sandstein weit vor oder ist ausschliesslich vorhanden. In den meisten Fällen handelt es sich um Material von der Nordseite des Obersees. Normale Bollinger Sandsteine blieben fast alleiniger Sichtbaustein. Der grünlich-graue Plattensandstein von Bäch vermochte nur kurze Zeit zu konkurrenzieren. Für die Sichtanwendungen am Grossmünster und am Fraumünster wie auch am Zunfthaus zur Meisen (1752/57) und am Rechberg (1759/70) in der Stadt Zürich kam allgemein der Granitische Sandstein zum Zug.



Grossmünster Zürich

Eschenbach war lange Zeit ein traditionelles Bauerndorf. Neben den üblichen Gewerben für die Abdeckung der täglichen Bedürfnisse gab es noch ein paar wenige der Landwirtschaft zudienende Handwerker wie Wagner, Schmiede, Bauleute etc. Die sich mit dem Sandsteinabbau ergebenden Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten waren daher auch hierzulande sehr willkommen. Bald einmal bildete sich eine neue Berufsgilde: Steinhauer und Steinmetze. Im 19. Jahrhundert erlebte das Steinhauergewerbe auch in Eschenbach seinen Höhepunkt. In den nahen Wäldungen zwischen Eschenbach und Schmerikon entstanden zahlreiche Steinbrüche und führten gar zum Bau einer direkten Strassenverbindung zwischen den beiden Dörfern.

Die mühsam gebrochenen Quadern wurden entweder mit Stierenfuhrwerken nach Schmerikon gebracht, von wo sie auf Steinschiffen nach Zürich weiterbefördert, oder ins Dorf transportiert, wo sie auf den verschiedenen Werkplätzen im Ausserdorf, an der Kirchgass, im Gwatt oder im Oberdorf je nach Verwendungszweck zurecht behauen wurden.

Bis vor wenigen Jahrzehnten zierten kunstvoll gestaltete Sandstein-Einfassungen zahlreiche Hauseingänge im Dorf und zeugten vom handwerklichen Können der einheimischen Steinmetze:



Sandsteinportal (Ausschnitt) ehemalige Weberei Eschenbach



Sandsteinarbeit am Custorhaus (Doppelläufige Treppe und Portal mit Sprenggiebel)

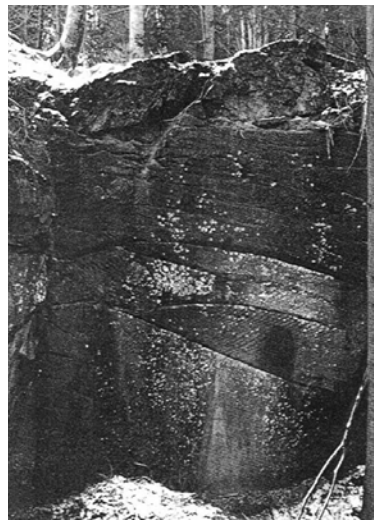
Auch die beiden Dorfbrunnen aus dem frühen 19. Jahrhundert sind auf den Werkplätzen im Dorf entstanden, wobei das weite rechteckige Becken und das kleine Überlaufbecken des Brunnens im Unterdorf je aus einem einzigen Sandsteinblock gehauen worden sind. Dieser Brunnen zierte heute den Vorplatz des Custorhauses:



Aufgrund der vorhandenen Werkzeuge und der beschränkten technischen Hilfsmittel stellten die Gewinnung und die Bearbeitung des Rohmaterials höchste Anforderungen an die Steinhauer. In den Wäldern vom Uznaberg bis Wurmsbach trifft man zahlreiche kleine und grosse Gruben mit herumliegenden Sandsteinquadern an und findet vielerorts noch Sandsteinwände mit den typischen Abbauspuren früherer Zeiten. Geheimnisvolle Ritzspuren im Fels der alten Steinbrüche, vor allem die Strich- und Ährenmuster, lassen erahnen, wie mühevoll sich der Abbau gestaltet haben musste. Es sind die sichtbar gebliebenen Zeugen vieler Generationen schwer arbeitender Menschen.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts standen in Eschenbach noch etwa zehn Steinbrüche in Betrieb. In den Protokollen des Gemeinderates ist immer wieder davon die Rede, dass aufgrund von negativen Erfahrungen den Sicherheitsvorkehrungen im Verlaufe der Zeit vermehrt Beachtung geschenkt werden musste. So hatte die Behörde

jährlich an den verschiedenen Abbaustandorten die sogenannten Hochgerüste zu kontrollieren und wiederholt entsprechende Anordnungen zu treffen. Im Gegensatz dazu schenkte man der Gesundheit der Steinhauer und Steinmetze kaum die gebührende Aufmerksamkeit. Viele im Sandsteingewerbe beschäftigte Zeitgenossen sahen sich gezwungen, ihren Beruf vorzeitig aufzugeben oder mussten an den Folgen einer Staublunge viel zu früh sterben.



Aufgelassener Steinbruch im Klosterwald

Mit dem Betonzeitalter verlor der Sandstein seine Bedeutung weitgehend. Als einziger, verbleibender Betrieb führt das Schmerkner Familienunternehmen Müller die Tradition der Natursandsteingewinnung und -verarbeitung erfolgreich weiter. An einem überlieferten Standort im Gebiet „Brand“, wo noch während des Ersten Weltkriegs der damalige „Sonnen“-Wirt, Vizeammann Melchior Kuster, als letzter Eschenbacher auf eigene Faust einen Sandsteinbruch betrieben hatte, baut die Firma Müller seit einigen Jahren den begehrten, graublauen Bollinger Sandstein erneut ab. Im modernst eingerichteten Werk im Haselholz bei Neuhaus wird das begehrte Material zu Fertigpro-

dukten für die verschiedensten Verwendungsmöglichkeiten benutzt und verarbeitet.



Ein Sandsteinblock wird gehoben

Die riesigen Blöcke weisen gegen 10 Kubikmeter Volumen auf und bringen gut und gern bis zu 25 Tonnen auf die Waage. Dementsprechend eindrücklich präsentiert sich die bis 60 m tiefe Abbaustelle. Jedenfalls fände darin der Eschenbacher Kirchturm problemlos Platz, ohne dass das Turmkreuz herausragen würde...



Steinbruch „Brand“ heute



Grossmünster Zürich

Traditionell liegt die Stärke des Familienbetriebes im Bereich der Renovation historischer Bauten. Als Referenzen dienen u.a. namhafte Objekte wie die Klosterkirche Königsfelden, die Kathedrale Lausanne, das Zürcher Grossmünster, der Bahnhof Rapperswil, aber auch berühmte Bauwerke im Ausland, wie etwa das Schloss Weimar oder das Konstanzer Münster. Der gesuchte „Bollinger Sandstein“ erlaubt vielseitige Gestaltungs- und Bearbeitungsmöglichkeiten. Er gelangt deshalb vermehrt wieder bei Neubauten (Fassaden und Innenausbau), aber auch im Gartenbau und in der Bildhauerei zur Anwendung.

Die jahrhundertealte Steinhauer- und Steinmetz-Tradition lebt damit munter weiter. Die Qualität und die idealen Eigenschaften des Bollinger Sandsteins als einheimisches Naturprodukt verbunden mit der innovativen Tätigkeit der noch verbliebenen, nunmehr in vierter Generation erfolgreichen Müller Natursteinwerk AG in Neuhaus lassen hoffnungsvoll in die Zukunft blicken!



Bahnhof Rapperswil – restauriert mit Sandstein aus dem Steinbruch im „Brand“

SAND UND KIES – REICHLICHE VORKOMMEN

Der mächtige rote Verrucano-Findling im Neuhüsler Tobel, im Volksmund als Murger- oder Tödistein bezeichnet, weist darauf hin, dass er vom Linthgletscher hierher verfrachtet worden ist. Zunächst blieb der gewaltige Brocken auf der Seitenmoräne stehen, bis ihn der Aabach im Verlaufe der Zeit tief ins Neuhüs-

ler Tobel grub. Heute liegt dieser Zeuge aus grauer Vorzeit mitten im Bachbett.

Der eiszeitliche Gletscher reichte bis in den Raum Zürich und gestaltete vor Jahrtausenden auch unsere Gegend nachhaltig. Auf seinem Rückzug hinterliess er an seinen Rändern Material in Form von Molasse und Schotter. Damit lassen sich die hierzulande ausgiebigen Sand- und Kiesvorkommen erklären.



Verrucano-Findling im Neuhüsler Tobel

Früher dienten diese Rohstoffe fast ausschliesslich als Material für den Bau- und Unterhalt von Strassen. Für den Bau von Häusern und Scheunen fanden Sand und Kies damals noch wenig Verwendung.

Naturstrassen bestanden aus Schotter und waren entsprechend aufwendig im Unterhalt. Bei schlechtem Wetter bildeten sich Tümpel und Schlaglöcher, die es laufend zu flicken galt. Für die Staatsstrassen unterhielt der Kanton St. Gallen zu diesem Zweck eigene Sand- und Kiesgruben mit Aufbereitungsanlagen, so bis vor ein paar Jahrzehnten auch in Bürg und am Chappeler Berg.

Die Gemeinden vereinbarten ihrerseits mit Grundeigentümern, die auf ihren Liegenschaften kleinere Gruben betrieben, vertraglich die Lieferung von „Grien“, wie das Sand- und Kiesmaterial früher im Volksmund geheissen hat. Die Wegmacher waren in aller Regel Bauern, die im Nebenamt die ihnen zugeteilten Strecken des Gemeindestrassennetzes betreuten.

Die Aufbereitung durch die Lieferanten erfolgte mittels „gatteren“, d.h. das ab Wand gebrochene Material wurde von Hand durch ein schräg gestelltes Gitter geschaufelt und so je nach Maschendichte gröber als Kies und feiner als Kiessand sortiert. Wenn das so bereitgestellte Material nicht mit dem zweirädrigen Handwagen geholt werden konnte, erfolgte der Transport meistens mit Ochsen- oder Pferdegespannen.

Mit Rücksicht auf möglichst kurze Transportwege verfügte fast jede Strecke des Strassennetzes über einen eigenen Materialbezugsort. Die jährliche Abbaumenge beschränkte sich auf ein paar we-



Strassenbau am Ricken



Naturstrasse durch das Dorf



Strassenunterhalt dazumal

nige Kubikmeter. Solche Gruben hatten meistens über Jahrzehnte hinweg Bestand, so u.a. in der Wässeri bei Bürg, im Uetenberg oder im Büchliberg.

An zwei Orten, nämlich im Rosenbühl in der Nähe von Echeltswil und in der Bodenwies bei Ermenswil ist während einiger Zeit ausschliesslich Sand abgebaut worden. Das am letzteren Standort und weiter westlich im Tägerenau-Tälchen gewonnene Material fand vor allem in der Giesserei der „Joweid“ (Maschinenfabrik Rüti) als Giessbett Verwendung.

Eine der erste Gruben, die unternehmerisch betrieben wurde, befand sich seit den Zwanziger Jahren in der „Mettlen“. Neben den Lieferungen für den Strassenunterhalt begann bald einmal auch die Bereitstellung von Sand- und Kiesmaterial für die einsetzende, private und gewerbliche Bautätigkeit (Hoch- und Tiefbau). Der Abbau erfolgte zunächst weiterhin von Hand, dann mittels Sprengungen und erst später ausschliesslich maschinell.



Grubenareal Mettlen

In der weitgehend abgebauten Kiesgrube „Mettlen“ entstand dann die erste industrielle Anlage, in welcher neben dem vor Ort gewonnenen Material auch zugeführtes Kies und Sand gewaschen, getrennt, gebrochen, sortiert und aufbereitet werden konnte.

Die Nachfrage stieg stetig, so dass man nach weiteren Abbaumöglichkeiten suchte. Neue Kiesgruben-Unternehmen traten auf

den Plan. Als erster Unternehmer verlegte Johann Müller aus Schmerikon, besser bekannt als der legendäre „Bagger Schang“, den Schwerpunkt seiner Tätigkeit vom ursprünglichen Steinbruchgewerbe und Materialtransport mit Ledischiffen auf den Abbau und die Aufbereitung von Sand und Kies. Hans Blöchlinger vom „Ochsen“ Neuhaus, bisher ausschliesslich im Transportsektor tätig, begann im Jahre 1956 mit einem gemieteten Trax die Kiesausbeutung im „Chastel“. Das Material ab Wand wurde den Abnehmern in der Qualität „Kies-sand I“ geliefert. Damit war das Startsignal gegeben, um neben dem bereits erfolgreich tätigen Reiscar- und Transportunternehmen einen weiteren, wie sich erweisen sollte, zukunftsweisenden Betriebszweig aufzubauen. Innert weniger Jahre entwickelte sich der Kies- und Sandabbau zu einem wichtigen Standbein dieses innovativen Unternehmers.

Nun ging es Schlag auf Schlag. Parallel zur aufkommenden Bautätigkeit schossen die Kiesgruben wie Pilze aus dem Boden. In der Hochblüte der Kiesausbeutungen



Dorfansicht mit Kiesgrube im Büchliberg

wurden in Eschenbach und angrenzend in Goldingen und St. Gallenkappel gleichzeitig gegen 20 Gruben betrieben. Und dies nicht etwa ausschliesslich durch die beiden genannten Unternehmen, die über entsprechende Erfahrungen und einen geeigneten Maschinen- und Fahrzeugpark verfügten.

Über die Standorte der Abbaubereiche in und angrenzend an Eschenbach gewährt eine Flugaufnahme aus dem Jahre 1976 eine eindruckliche Übersicht.

(Siehe Seiten 10 und 11)

Mangels verbindlicher gesetzlicher Grundlagen, vor allem in den Bereichen Raumplanung, Baurecht und Gewässerschutz, entstand mit der Zeit fast so etwas wie ein „Wildwuchs“. Wenn jemand auf seinem Grund und Boden Kiesvorkommen vermutete, liess er durch irgend eine Firma oder einen Unternehmer, der über einen Bagger oder Trax verfügte, Sondierungen vornehmen. Fielen die Abklärungen positiv aus, machte man sich an den Abbau. Und dies meistens ohne Rücksprache mit der zuständigen Behörde und auch ohne jede Rücksicht auf Waldbestand, Bachläufe, Quellen und Grundwasservorkommen, geschweige

denn auf den Schutz des Landschaftsbildes.

Mit dieser unerwarteten Entwicklung bekundete die Gemeindebehörde je länger je mehr ihre liebe Mühe. Aufgrund von negativen Erfahrungen wurde für den Betrieb von Kies- und Sandgruben und der anschliessende Rekultivierung auf kommunaler Ebene ein spezielles Bewilligungsverfahren eingeführt. Zu diesem Zweck musste vorgängig ein „Reglement für die Ausbeutung von Kies, Sand und Steinen“ erlassen werden. Erst als dieses Rechtsgültigkeit erlangt hatte, konnte sich die Behörde auf einigermassen verbindliche Grundlagen abstützen.

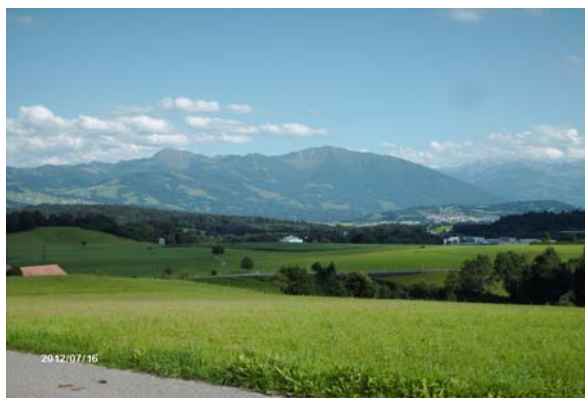
Aufgrund eines neuen kantonalen Baugesetzes und des eidgenössischen Gewässerschutzgesetzes war dann endlich eine griffige rechtliche Handhabe vorhanden. Zum Schutz des Landschaftsbildes enthielten die vorgeschriebenen Bewilligungen sowohl für den Abbauvorgang als auch für die Rekultivierung der ausgebeuteten Grubenareale entsprechend strengere Bedingungen und Auflagen.

Seitens des Kantons wurden die Vorschriften für den Abbau von Kies, Sand und Steinen laufend

verfeinert. Heute ist eine Bewilligung nur noch nach vorausgehendem umfassendem Verfahren erhältlich. Dieses schliesst alle Aspekte mit ein und kann je nach Umfang des geplanten Abbauvorhabens sogar eine Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP) vorschreiben. Inzwischen hat sich die Situation insofern beruhigt, als nur noch etablierte Unternehmen mit entsprechendem Know-how und Gewähr für die Einhaltung der umfangreichen Auflagen Kiesgruben betreiben können.

Die früheren Grubenareale sind inzwischen aufgefüllt, rekultiviert und der ursprünglichen Bewirtschaftung zurückgegeben worden. Die Spuren der Kiesausbeutung sind zwar weitgehend verwischt. Von der früher durch Hügel, Hänge, Halden, Hecken und Ufergehölze gegliederten und zum Teil mit Hochstamm-Obstbäumen ausgestatteten Landschaft blieben nur noch ausgeräumte Gebiete übrig. Die Bewirtschaftung wurde damit zwar erleichtert. Gegenüber dem ursprünglichen Erscheinungsbild wirken die verbliebenen Flächen jedoch trostlos und öde...

Nachfolgend eine kleine Auswahl aktueller Geländeansichten ehemaliger Kiesausbeutungsareale:



Bürg





Wässeri/Erloo



Chastel

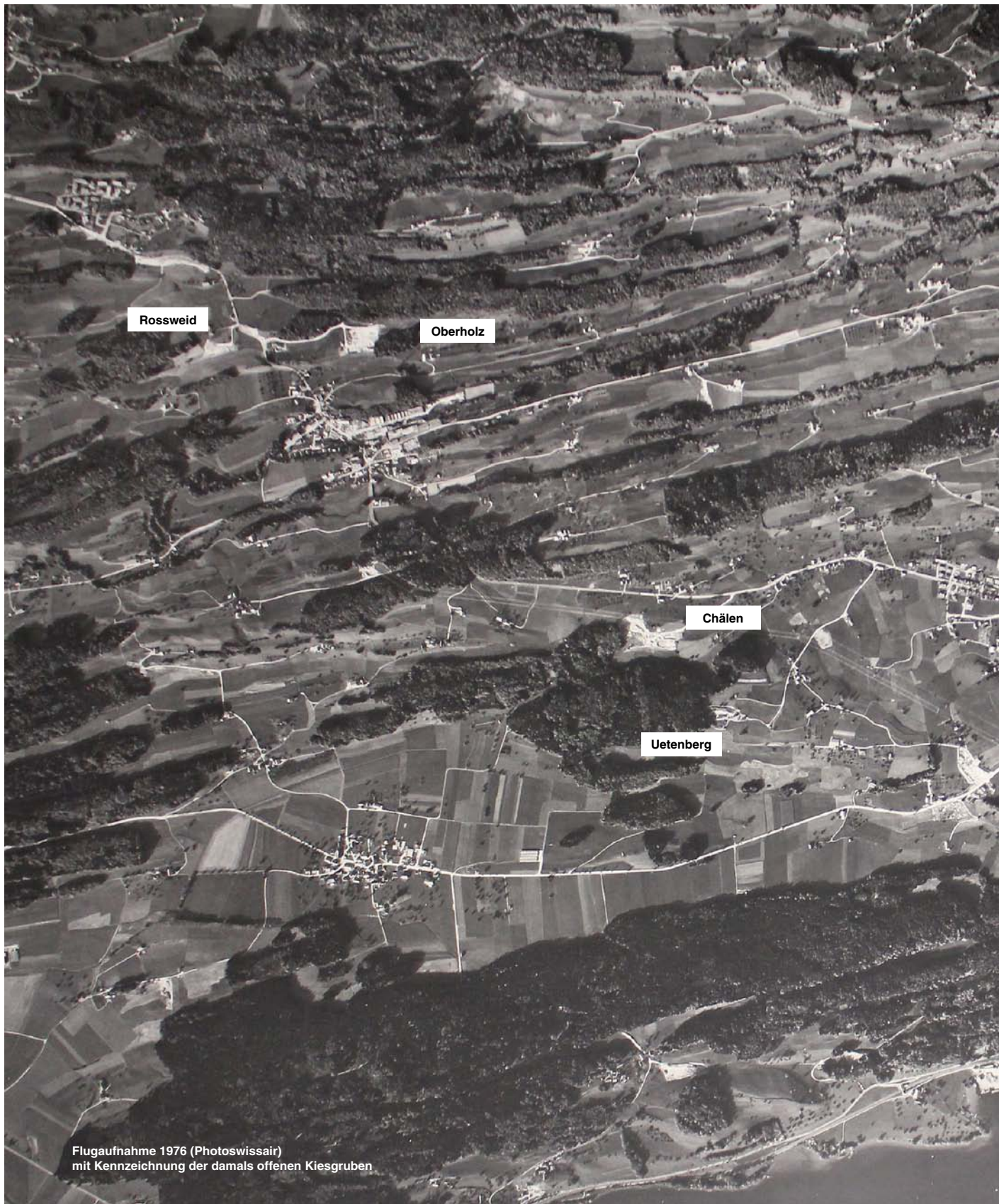


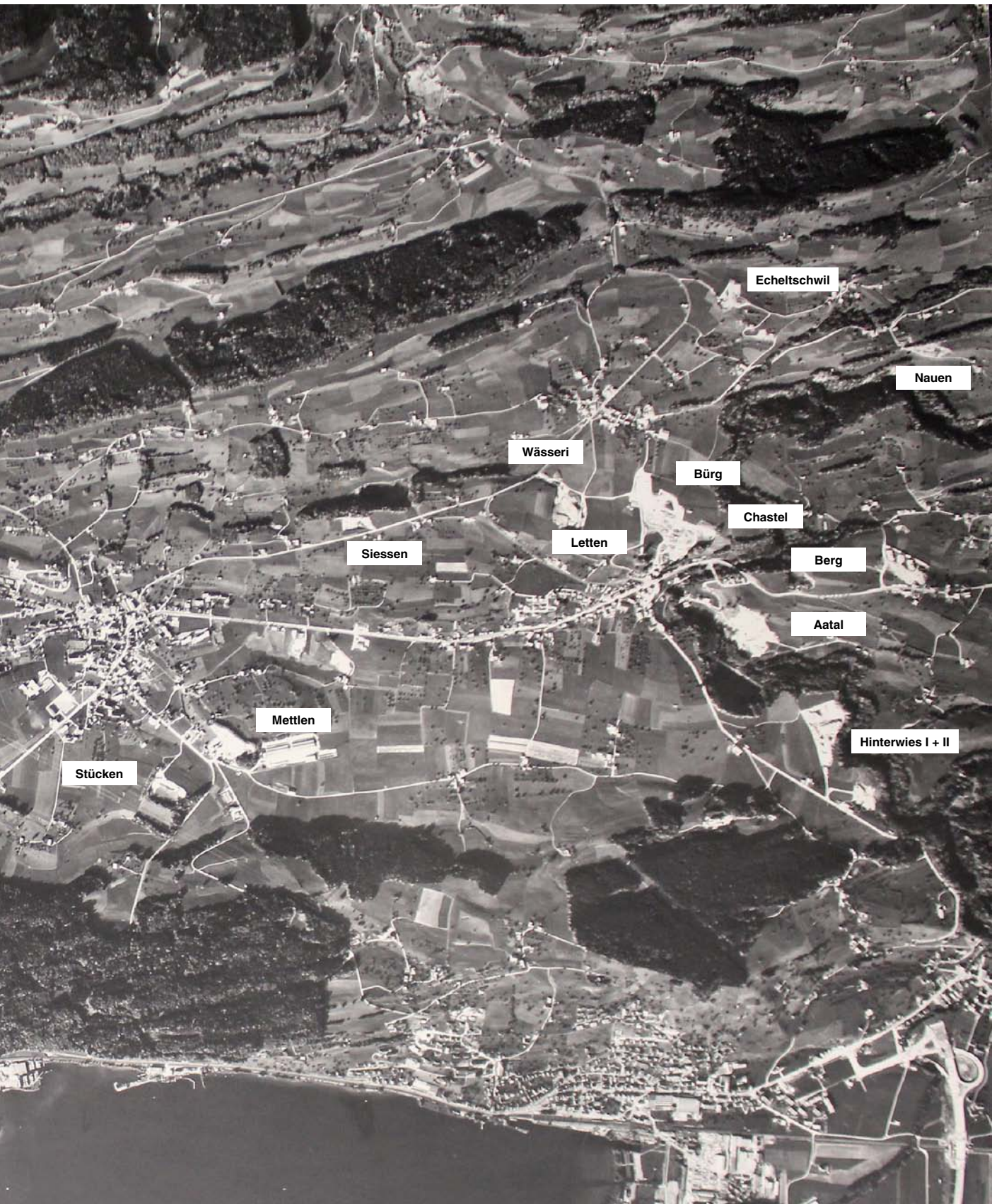
Chälen



Uetenberg





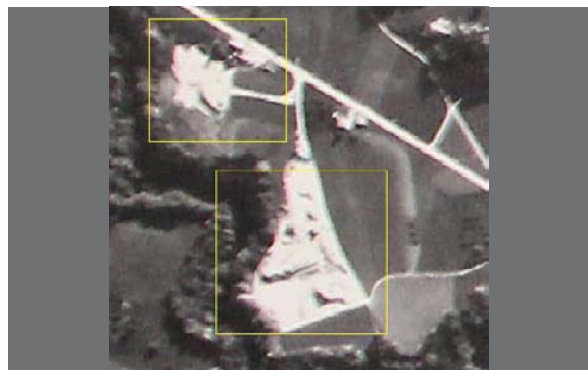




Stücken I



Hinterwies I + II



Hinterwies I



Hinterwies II



Aufgrund der Nachfrage wird das begehrte Rohmaterial immer knapper. Der Rückgewinnung im Wiederaufbereitungsverfahren (Recycling) kommt deshalb ständig grössere Bedeutung zu:



Aufbereitungsanlage ehem. Kiesgrube Mettlen



Abfallsortier- und -aufbereitungsanlage zu Recyclingbaustoffen und Verarbeitung von Rohkies zu Kies- und Betonprodukten in der ehemaligen Kiesgrube und Abfaldeponie Hinterwies

Im Gegensatz zu den zahlreichen Kiesausbeutungen, die vor gut 30 Jahren das Gesicht der Landschaft prägten, wird gegenwärtig auf Eschenbacher Gemeindegebiet noch in den Gruben Feldegg, Unteregg und Stücken Material abgebaut.



Feldegg



Unteregg



Stücken



SCHIEFERKOHLE – BERGMÄNNISCH ABGEBAUT

Die mehr oder weniger erfolgreichen Versuche im benachbarten Zürcher Oberland, in Sandstein-, Mergel- und Nageflussschichten parallel eingelagerte Kohlevorkommen nutzbar zu machen, veranlassten auch hierzulande tüchtige Leute, sich an ein solches Vorhaben zu wagen. Spuren von Molassekohle waren in unserer Gegend seit Jahrhunderten bekannt. Eine Rendite hing allerdings von der Mächtigkeit des Flöz ab. Bei gleich bleibender Entwicklung auf einige hundert Meter sollte dieses eine mittlere Mächtigkeit von 10-15 cm, besser 20-30 cm aufweisen, der Aschegehalt der Kohle nicht über 30-40 % ansteigen und sich der Abbau und Abtransport nicht zu kompliziert gestalten.

Obwohl ungewiss war, ob diese Voraussetzungen bei den bekannten Kohlevorkommen auch in unserer Gegend erfüllt sein könnten, brach in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so etwas wie ein Bergwerk-Fieber aus. Ein erster Versuch im Gebiet Echeltswil-Ennetbach in der Gemeinde Goldingen zwischen 1830 und 1840 fiel zwar nicht viel versprechend aus. Der Erfolg war derart



Kieswand mit Kohleflöz-Einschluss



Kohleflöz aus dem Grubenareal Uetenberg

gering, dass sich damit nicht einmal die Kosten decken liessen.



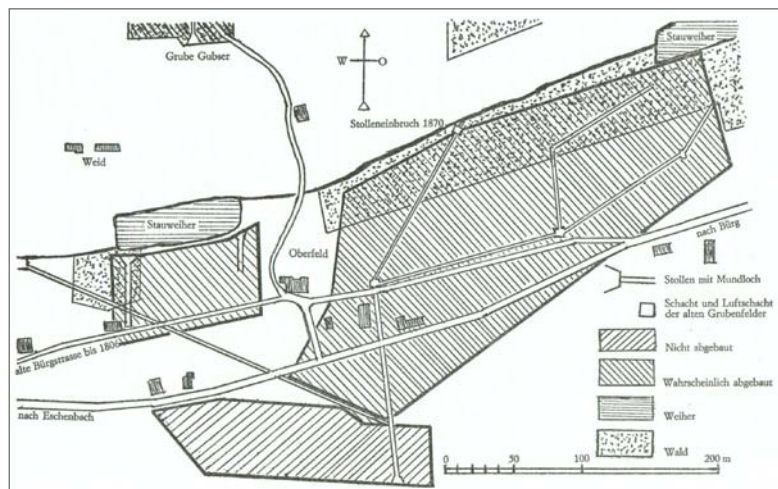
Gleichwohl wagten es auch die Eschenbacher, an verschiedenen Stellen an das „schwarze Gold“ zu gelangen.

Ab 1846 betrieben einheimische Unternehmer im Uetenberg bis um ca. 1870 Kohleabbau. In einem ausgedehnten Stollensystem soll das bis 1.20 m mächtige Flöz bergmännisch abgebaut worden sein. Die Kohleschicht lag unter einer mächtigen Kiesdecke. Die Ausdehnung des Grubenfeldes liess sich aufgrund von Einstür-

zen oberhalb der Stollen mit etwa 50'000 Quadratmetern feststellen. 1897 wurde nochmals nach weiteren Vorkommen gesucht, allerdings erfolglos.

Die späteren umfangreichen Kiesabbauarbeiten förderten immer wieder Fragmente von Kohleflözen zutage. Als vor wenigen Jahren der Tiefbauunternehmer Lothar Gut im ehemaligen Kiesgrubenareal Uetenberg mit Rekultivierungsarbeiten beschäftigt war, traf er auf ein solches Flöz. Davon barg er ein 50 cm mächtiges Kohlestück von gut 2 x 2 m als Beweis für das einstige Kohlevorkommen.

Ein weiteres Kohlebergwerk wurde im Oberfeld betrieben, genauer zwischen dem Rietstuck und dem Gebiet der beiden später angelegten Fabrikweihern:

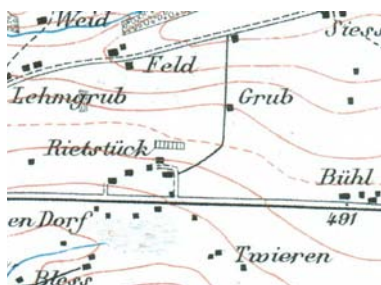


Plan Grubengebiet Oberfeld v. Dr. E. Baumberger, Basel, 1922

Das kleinere Grubenfeld befand westlich des Gehöfts Oertig zwischen der alten Bürgstrasse und dem jetzigen Standort des Oberfeldweihers. Zwischen 1850 und 1860 soll hier aus einem lediglich 30 – 40 cm mächtigen Flöz Kohle gefördert worden sein. Die Stolleneingänge befanden sich am westlichen und östlichen Ende auf der Südseite des Oberfeldweihers.

Das südöstlich und östlich des Gebiets Oberfeld gelegene grössere Grubenareal umfasste eine Fläche von etwa 50'000 Quadratmetern. Von 1860 bis 1876 wurde aus dem 45 – 75 cm starken Flöz Schieferkohle von eher minderwertiger Qualität gefördert. Konzessionär war ein Unternehmer aus dem benachbarten Rüti ZH. Der Eingang des Haupt- und Förderstollens befand sich im Rietstück. Das Material - Aushub und abgebaute Kohle - wurde per Schienenbähnchen dorthin transportiert. 1875 waren etwa 30 Mann mit dem Abbau beschäftigt. Der Taglohn bewegte sich zwischen Fr. 2.20 und 2.80 bei einer Arbeitszeit von 12 Stunden unter äusserst harten Verhältnissen und zu miserablen sozialen Bedingungen.

Vermutlich trägt der südöstlich des Eingangs des Hauptstollens gelegene Bauernhof noch heute nicht umsonst die überlieferte Bezeichnung „Grueb“, wie aus einer historischen Landkarte hervorgeht:



Während der Zeit des Kohlebergbaus wurden in Eschenbach mehrere hundert Tonnen Kohle gefördert. Nach 1876 kam die Kohleförderung zum Erliegen. Schuld daran waren offensichtlich das eher minderwertige Material und die zunehmend weniger mächtigen Kohleschichten. Zudem setzte die Einfuhr ausländischer Kohle von weit besserer Qualität dem einheimischen Produkt immer stärker zu.

Ein schon von weitem auffallender Hügel oberhalb der Gehöfte im Rietstück dient heute als Standort für einen Gittermasten der Starkstromleitung Grynau-Winterthur. Es handelt sich dabei um den künstlich angelegten Schuttkegel, entstanden mit dem Aushubmaterial aus dem Stollensystem. Wohl der letzte Zeuge des ehemaligen Kohlebergwerks im Oberfeld:



In Echeltschwil nahm man nach einem um 1871 erneut gescheiterten Versuch im Jahre 1896 nochmals einen neuen Anlauf, um die Kohlegewinnung anzukurbeln. Bei einem genaueren Untersuch durch einen Zürcher Geologen stellte sich allerdings heraus, dass die Abbauverhältnisse eher als ungünstig bezeichnet werden mussten.

Kaum zwei Jahrzehnte später änderte sich die Situation wieder grundlegend.

Während des Ersten Weltkrieges kam die Einfuhr von ausländischer Kohle fast ganz zum Erliegen. Man sah sich gezwungen, im eigenen Land Umschau zu halten und kam auf die alten Kohlevorkommen zurück. So wurde zwischen 1914 und 1918 auch die Kohleförderung im Gebiet zwischen Egg und Echeltschwil aktiviert. 1919 musste der Betrieb wegen mangelnder Rendite wieder eingestellt werden. Als im Zweiten Weltkrieg die Rohstoffe erneut knapp und teuer wurden, nahm man die Kohleförderung nochmals auf.

Zu diesem Zweck wurde eigens eine Firma mit der Bezeichnung „Braunkohlen-Genossenschaft Goldingen“ gegründet. Zehn Industrielle, vorwiegend aus dem nahen Zürcher Oberland, waren daran beteiligt. Das Genossenschaftskapital bezifferte sich auf 30'000 Franken und kam durch Zeichnung von Anteilscheinen zusammen. In den Jahren 1942/1943 wurden gegen 500 Tonnen abgebaut. Allerdings wurde die Qualität immer schlechter und der Erlös stimmte mit der Förderkosten nicht mehr überein. Ende April 1943 musste das Bergwerk endgültig geschlossen werden und die Stolleneingänge wurden zugemacht.

Im Auftrag des Bergbaubüros der Abteilung für industrielle Kriegswirtschaft des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartements wurden 1918 in allen ehemaligen Grubengebieten noch einmal Sondierungen vorgenommen. In Eschenbach zeitigen diese Abklärungen fast durchwegs negative Resultate hinsichtlich Quantität und Qualität einer möglichen weiteren Ausbeute.

Goldinger Schüler auf Spurensuche

1984 setzten sich die Goldinger Realschüler unter der Leitung ihres Lehrers Robert Elser intensiv mit dem ehemaligen Kohlebergwerk Goldingen auseinander. Nach minutiösen Vorbereitungen und umfangreichen Abklärungen, u.a. mit der Forschung nach Akten, Aufzeichnungen und Zeitungsartikeln, und der Suche nach noch lebenden Zeugen des einheimischen Bergwerksgeschehens, machten sich die Schüler mit Schaufel und Pickel auf „Beweissuche“.

In Enetbach entdeckten sie im Tobel des Ruggenbächleins tatsächlich verschiedene, zum Teil verschüttete Stolleneingänge. Nach Freilegung der Eingänge trafen die jungen Forscher im fahlen Lichtschein der Taschenlampen sowohl auf Spuren der mühsamen Arbeit der Bergmänner als auch auf ein etwa 30 cm starkes Kohleflöz, eingebettet in eine durch Nagelfluhfelsen verlaufende Mergelschicht.

In Interviews mit ehemaligen Stollenarbeitern erfuhren die Schüler viel Wissenswertes über die Anlage der Stollen, die Erschliessung der Kohlevorkommen, den Abbauvorgang und den Abtransport der geförderten Kohle, aber auch über die strenge und gefährliche Arbeit unter Tag, sowie den kargen Verdienst für die jeweils 10-stündigen Schichten. Aufgrund ihrer Recherchen rekonstruierten die jungen Forscher den Abbauvorgang.

Das Ergebnis der fächerübergreifenden Schülerarbeit durfte sich sehen lassen:

Ein dicker Ordner mit Plänen, Zeichnungen, gesammelten und selber aufgenommenen Fotografien sowie den wichtigsten Quellentexten zeugt von der umfassenden Arbeit im Rahmen des ganzheitlichen Schulunterrichts. Damit leisteten die Schüler einen interessanten Beitrag zur Geschichte von Goldingen.

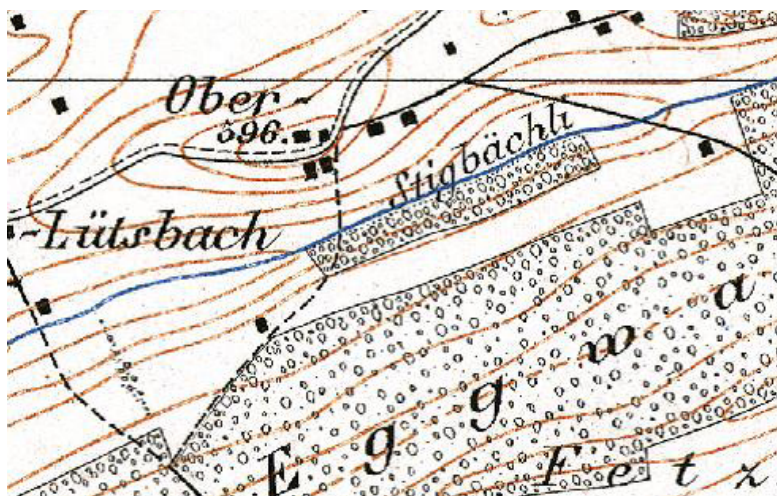
Gleichsam als Krönung des erfolgreich abgeschlossenen Projekts der damaligen Goldinger Realschüler und ihres Lehrers erschien im „St. Galler Volksblatt“ vom 27.8.1984 eine doppelseitige, reich illustrierte Reportage über den Kohlebergbau in Goldingen. Der vorstehende Ausschnitt stammt aus dem umfassenden Zeitungsbericht.

Das Gesenk

Die wichtigste Arbeit war der Abbau der Kohle in den Gesenken. Die Arbeiter konnten sich kaum bewegen, so niedrig war der Stollen. Sie mussten auf Laubsäcken sitzen oder liegen. Der unterste



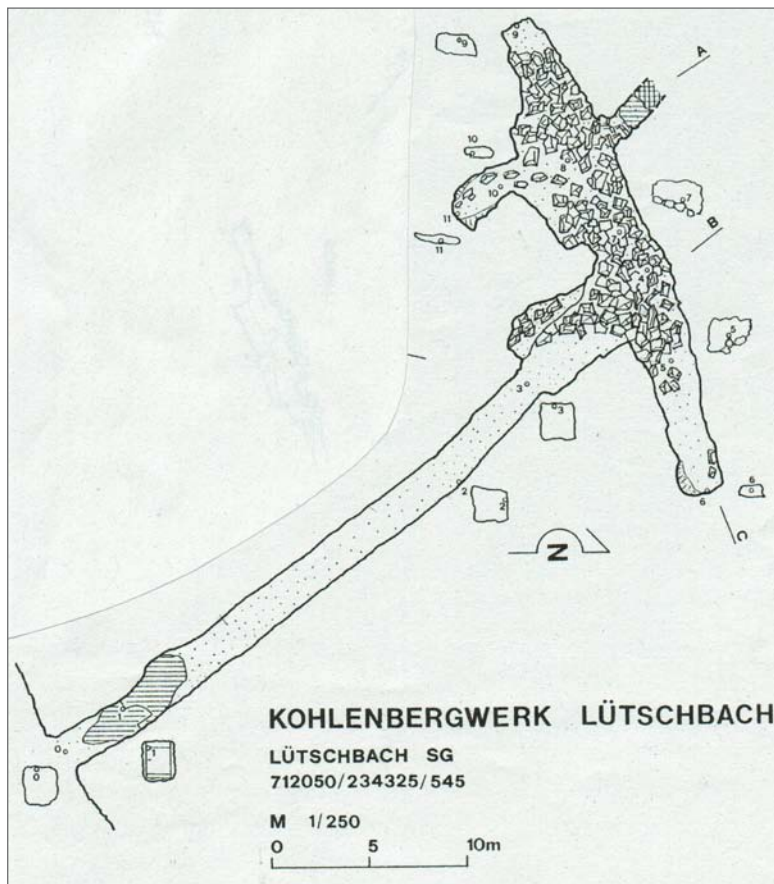
Arbeiter pickelte die Kohle ab und schaufelte sie nach oben über ein Brett. Von da nahm es ein zweiter und schaufelte die Kohle in den Hauptstollen hinauf. Ein dritter Arbeiter belud den Rollwagen. Wenn das Gesenk länger war, lud man die Kohle in ein kleines Wägelchen, das etwa 1/4 m³ Kohle fassen konnte. Das Wägelchen wurde mit einem Wellenbock, den zwei Männer drehen mussten, hinaufgezogen.



Kartenausschnitt Lütsbach

1918 wagte der Schmied in der Weid, Willy Gubser, auf privater Basis den Versuch, im „Paradieswäldchen“ nach Kohle zu graben. Allerdings mit mässigem Erfolg, so dass auch hier der Grubenbetrieb bald wieder eingestellt werden musste.

Während des Zweiten Weltkriegs witterten aufgrund der erneut schlechten Versorgungslage offenbar andere private Unternehmer hinsichtlich des Kohleabbaus wieder Morgenluft. In Lütsbach wurde in den Jahren 1941/1942 im „Stigbachtäl“ mühsam in



Handarbeit Schieferkohle abgebaut. Bis zu sieben Grubenarbeiter sollen das allerdings nicht gerade mächtige Vorkommen gefördert haben, wiesen die Kohleflöze doch höchstens eine Mächtigkeit von maximal 10 cm auf.

Vor etwa 20 Jahren wurde die stillgelegte Kohlegrube wieder begehbar gemacht und die genaue Lage aufgenommen und planlich festgehalten.



Tor zur Kohlegrube Lüttschbach

Der Eingang zur letzten noch vorhandenen Kohlegrube auf Eschenbacher Gemeindegebiet ist mit einem Tor abgeschlossen.

Zutritt haben einzig die Füchse – und auf Voranmeldung zeigt Paul Artho als vormaliger Eigentümer der stillgelegten Grube allfälligen Interessenten den heute noch begehbaren Teil des früher gegen 100 m langen Stollensystems gerne.



Bergmanns-Gruss und –Symbol

LEHM – EIN URALTER BAUSTOFF

Lehm mag gewöhnlich und unbedeutend erscheinen. Dabei handelt es sich um ein Naturprodukt, das schon zur Zeit der Römer für die Herstellung von Ziegeln eine wichtige Rolle spielte. Lehm besteht aus Sand und Ton und kann je nach Anteil an Mineralien verschiedene Färbungen aufweisen:



Lehmgrube

Lange bevor Gebäude aus festem Stein errichtet wurden, existierten schon Lehmhütten und Bauten aus lehmverputztem Flechtwerk. Später diente Lehm vermischt mit Stroh- oder Weidengeflecht zum Ausfachen von Wänden und Riegelkonstruktionen:



Riegelwerk

Auch in Eschenbach waren reichliche Lehmvorkommen vorhanden und wurden von den Einwohnern genutzt. Bekannt war der sogenannte blaue Lehm, der vorwiegend im Zusammenhang mit dem Ofenbau und –unterhalt genutzt wurde, derweil der gelbe Lehm für die Herstellung von Dachziegeln Verwendung fand.

Nachgewiesen sind in Eschenbach gleich zwei Ziegeleien. Mit Rücksicht auf möglichst kurze Transportwege befanden sich deren Standorte in der Nähe, wo der Rohstoff in ausreichender Menge gewonnen werden konnte.

In der Beschreibung des Tagwens Eschenbach weiss die Custor-Chronik über das Dörfchen Bürg u.a. folgendes zu berichten:

„...Auf diesem Guth Buell ist eine Ziegel-Hütte samt Zugehörde und einem schönen Wohnhaus, seith dem 1765er Jahr entstanden ... Es werden daselbst Tach- und Boden-Ziegel gebrandt, welche denen Zürcher- und Käpfner-Ziegel nichts nachgeben ...

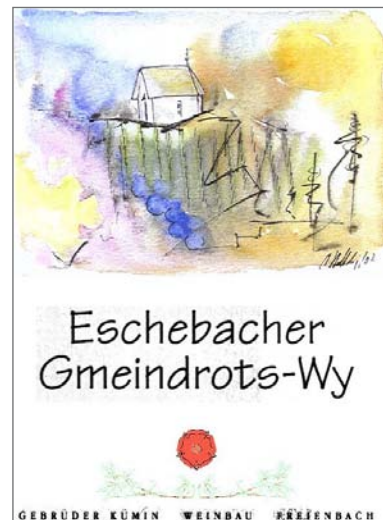
Beim „Guth Buell“ handelt es sich um das Heimwesen der Familie Müller. Das Lehmvorkommen lag am Hang unterhalb des Bodenholz. Spuren des Materialabbaus lassen sich noch heute im Gelände ausmachen. Das in der „Erdbeschreibung“ von Custor erwähnte „schöne Wohnhaus“ thront noch immer dominant über dem Dörfchen Bürg.

Eine weitere Ziegelei ist in Ermenswil nachgewiesen. Aufgrund einer alten Landkarte befand sich der Standort in der Altweid. Im Wohnhaus ehemals Brunner wurden unlängst alte Schriftstücke entdeckt. Im Schreiben eines „Capital-Gläubigers“ Ryffel an den Gemeinderatsweibel von Eschenbach im Zusammenhang mit einem ausstehenden Martinzins, datiert mit „Rapperschweil, den 1t. Nov. 1809“, ist von einem Schuldner namens Joseph Schmuiki, Ziegler zu Ermatschwil, die Rede.

Flurnamen wie „Letten“ in Neuhaus oder „Lettengass“ an der Strasse nach Ermenswil sind ebenfalls Hinweise auf offenbar reichlich vorhanden gewesene Lehmvorkommen.

„Blauer Lehm“ wurde in der

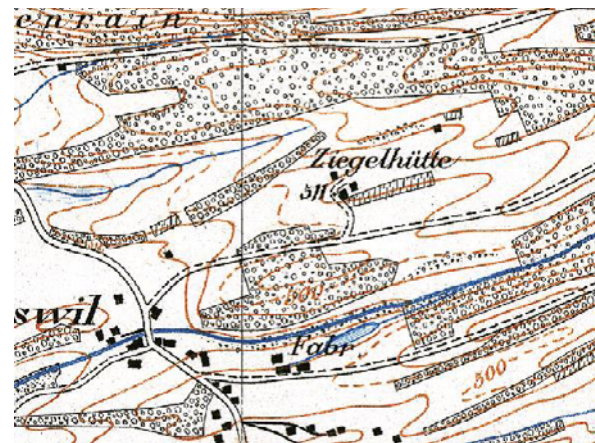
„Lehmgrueb“ oberhalb des Dorfes Eschenbach gewonnen. Allerdings dürfte diese offizielle Bezeichnung, die dem in den letzten Jahren entstandenen Einfamilienhaus-Quartier den Namen gab, aus der Neuzeit stammen. Sowohl der Bauernhof ehemals Domeisen, wo sich heute die Arena „Bildstöckli“ mit dem Rebberg unterhalb des „Furrer-Chappeli“ befindet, als auch das im letzten Herbst ebenfalls der Spitzhacke zum Opfer gefallene kleine Gehöft Müller standen laut Volksmund im „Leiloch“!



Entwurf einer Etikette für den "Bildstöckli"-Wein vom Rebsatz im ehemaligen "Leiloch"



Dorfansicht Bürg (Ausschnitt)



Kartenausschnitt Altweid

TORF – ALS HEIZ- UND BRENNMATERIAL

Zwischen dem Dorf und dem Uetenberg, letzterer bekannt als Standort einer umfangreichen Kohlengrube, befand sich bis Mitte des letzten Jahrhunderts ein grosses, zusammenhängendes Riet. Als in den Kriegsjahren der Brennstoff knapp wurde – vor allem Kohle war nur noch beschränkt erhältlich – erinnerte man sich an frühere Zeiten und begann wieder mit dem Stechen von Torf.

Im Uetenberg-Riet wurde in grossem Stil Torf ausgebeutet. Der Abbau erfolgte von Hand. Das geförderte Material wurde vor Ort maschinell in sogenannte „Turben“ verarbeitet. Diese kamen dann auf gestallartige Einrichtungen in die Turbenhütten, wo sie zum Trocknen ausgelegt wurden. Der Heizwert war allerdings von minderer Qualität. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg ist deshalb die Produktion wieder eingestellt worden.



Zusammen mit den ausgebeuteten Flächen und der nachfolgenden Trockenlegung von weiten Teilen der vorher grossen Rietfläche durch Drainagen hat das „Turbenriet“ seine ursprüngliche Bedeutung weitgehend



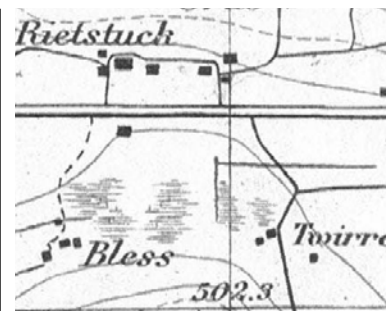
Torfstecher am Werk

verloren. Wiederholte Anstrengungen, den früheren Zustand mittels Massnahmen zur Renaturierung wieder herzustellen, scheiterten an den landwirtschaftlichen Nutzungsinteressen. Die inzwischen erlassenen gesetzlichen Vorschriften zur Erhaltung von ökologisch wichtigen Nassstandorten führten immerhin dazu, dass wenigstens einige Fragmente der ehemals umfangreichen Rietfläche unter Naturschutz gestellt werden konnten.



Uetenbergriet

Schon viel früher, nämlich im 18. Jahrhundert, soll zwischen dem Dorf Eschenbach und Lenzikon, im Gebiet Rietstuck, zwischen Rickenstrasse und Bless, Torf zwecks Verwendung als Brennmaterial abgebaut worden sein. Allerdings weniger zum Eigengebrauch. Vielmehr wurde das gewonnene und aufbereitete Material in Form von „Turben“ nach Schmerikon geführt und über den Seeweg als Brennstoff ins „Züribiet“ verkauft.



Am Standort der früheren Rietflächen befindet sich heute der Rietstuckweiher:



Ein bei den Dorfbewohnern sowohl im Sommer als auch im Winter beliebtes Naherholungsgebiet.

SCHLUSSGEDANKEN – FÜR EINMAL „IN EIGENER SACHE“

Seit wenigen Tagen ist es Tatsache: Ab dem 1. Januar 2013 existiert die „neue“ Gemeinde Eschenbach und umfasst auch die Territorien der bisherigen Nachbargemeinden Goldingen und St. Gallenkappel. Vielleicht erstaunt es den geneigten Leser, dass sich die Ausführungen in der vorliegenden Broschüre mehr oder weniger noch auf die Gemarchen der „alten“ Gemeinde Eschenbach beschränken.

Es besteht Erklärungsbedarf!

Ausser der bekannten „Custor-Chronik“ mit der ausführlichen Erdbeschreibung der alten Grafschaft Uznach mit ihren Tagwen und der „Geschichte von Eschenbach“, 1975 herausgegeben aus Anlass des Jubiläums „1200 Jahre Eschenbach“, sind über Eschenbach keine weiteren geschichtlichen Aufzeichnungen als gesammelte Werke vorhanden. Beiden Bücher sind zudem seit Jahren vergriffen.

Anno 2003 bestellte die Kulturkommission eine Arbeitsgruppe. Diese erhielt die Aufgabe, die jüngere Geschichte von Eschenbach zu bearbeiten und die Ergebnisse zu einem bestimmten Thema jeweils in geeigneter Form den Einwohnern zugänglich zu machen. Daraus entstand das „Eschenbacher Neujahrsblatt“, für dessen Herausgabe die Arbeitsgruppe „Literatur“ verantwortlich zeichnet. Als man seinerzeit an diese Aufgabe herantrat, war noch keine Rede von einer Fusion der Gemeinden im Oberen Seebezirk. Der anfänglich erstellte Themenkatalog beschränkte sich deshalb ausschliesslich auf Eschenbach.

Aufgrund dieser Ausgangslage liegt der Schwerpunkt der Aus-

gabe 2013 noch auf Ereignissen und Tatsachen der bisherigen Gemeinde Eschenbach. Zwar wurde versucht, bei gewissen Beiträgen etwas über die alten Gemeindegrenzen hinauszuschauen. Fakten dazu wären im Rahmen des bearbeiteten Themas durchaus vorhanden gewesen. Allein die Geschichten rund um die sagenumwobenen Goldlöcher im Chamm und am Dägelsberg zuhinterst im Goldingertal hätten durchaus dazu gepasst. Eine umfassende Berichterstattung darüber hätte jedoch den vorgegebenen Rahmen gesprengt.

Es wird an der Behörde des neuen Gemeinwesens liegen, die Weichen für eine Anpassung an die neue Situation zu stellen. Die Aufgabe für 2013 ist abgehakt. Für 2014 wird es sich weisen, ob ein die alten Gemeindegrenzen übergreifendes Thema gewählt werden oder ob eine spezifische Arbeit zu einem ganz bestimmten Objekt in einer der früheren Nachbargemeinden an die Reihe kommen soll.

Literatur- und Quellennachweis:

Johann Ulrich Custor;
Chronik der Grafschaft Uznach

Paul Stoob/Hans Kägi;
Geschichte von Eschenbach (seit 1798)

Jakob Grüninger;
Geschichte der Pfarrkirche St. Vinzentius

Alois Stadler/Hanspeter Keller;
Geschichte der Gemeinde Schmerikon

H. Blöchlinger AG Neuhaus

Verein Heimatkunde vom Linthgebiet; *Beilagen zum „St. Galler Volksblatt“*

Gemeindearchiv Eschenbach

div. Zeitungsartikel:
u. a.

„St. Galler Volksblatt“ Uznach,
„Die Linth“ Rapperswil,
„Tages-Anzeiger“ Zürich

Impressum:

Text: Arbeitsgruppe „Literatur“
Ital Gähwiler
Martin John
Gottfried Kuster
Werner Kuster

Illustrationen: Müller Natursteinwerk AG
Jürg Stauffer
Peter Heierle
Ital Gähwiler
Patrik Kuster
Toni Helbling
Custor-Chronik
Siegfried-Karte 1888
Photoswissair
Google Earth
Gemeindearchiv
Arbeitsgruppe „Literatur“

Gestaltung: Gottfried Kuster

Layout: Ralph Rüegg

Druck: Rüegg Druck,
Eschenbach

Auflage: 600 Exemplare

Herausgeber: Gemeinde Eschenbach
Kulturkommission

SCHLUSSPUNKT

Mit solchen Ziegeln ist das Dach des anno 1771 erbauten Custorhauses bestückt:



Ob der in Schmiedeisen gefasste, als schmucker Kerzenhalter dienende alte Ziegel ursprünglich aus einer der ehemaligen Eschenbacher Ziegeleien stammt?